

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 6 (1902-1903)
Heft: 10

Artikel: Die Braut : eine Skizze
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667282>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Benedikt Fontana.

(In unserer Kunstbeilage.)

Dort an der Calven-Schanze
Starrt hell im Morgenglanze
Der Königsknechte Lanzenheer!
Nun, Brüder, macht die Waffen bloss
Und scharf euch wohl zum Todesstoss,
Ihr, unsres Landes letzte Wehr!
Bringt ihr sie nicht zum Weichen,
Muss Bündens Stern erbleichen!

Schon donnern von der Schanze
Kartaunen rings zum Canze,
Und Freiheit heisst die hohe Braut!
Hei! steckt ihr Rosen auf den Hut,
So rot wie Blut, die stehn ihr gut! . . .
Seht, wie sie hoffend auf euch schaut!
Drum auf! und lasst uns losen,
Wer um sie wirbt mit Rosen!

Ruh wohl, du Hirtenknabe
Auf deinem stolzen Grabe:
Du deckst der Oesterreicher drei!
So sieget denn fünftausendmal,
Und unser bleibt das Heimattal
Und Bündens wacker Volk bleibt frei.
Nur dämpft mir doch die Launen
Der wütenden Kartaunen!

Sie stehn und fall'n wie Eichen
Erst unter hundert Streichen;
O mannlicher Grisonenstamm!
Und wo der Eine sank ins Blut,
Umloht von Freiheitsrosenglut,
Dringt vor ein Rächer stark und stramm!
Was soll da, Tod, dein Streben?
Dich überströmt das Leben!

Herr Gott, nun hat's getroffen:
Hier klafft mein Panzer offen!
Doch bin ich nur ein einz'ger Mann!
Nicht umgeschaut! Nur drauf und dran!
Ein Held nur, wer im Siegeswahn
Trotz Todesgraus sich opfern kann.
Hei! über mich, ihr Krieger! . . .
Sie schreiten hin wie Sieger!

A. V.

Die Braut.

Eine Skizze von Ernst Zahn.

I.

Grüne Berglehnen, graues Felswerk, über allem weißstrahlende Schneezinnen schauen in die niedere Stube des hintern Weßens zu Abfrutt. Eine gelbweiße Regensonne leuchtet ihnen in die Winkel und Ecken des vielenstrigen Raumes, an die vor Alter dunkle Holztäfeldecke, an den nicht übersaubern Boden, an die nackten Wände, die grau sind wie die Diele und auf das armselige Stubengerät, den Zwölfleutetisch, die Stabellen und die schwere, rissige Holztruhe. Dieselbe Sonne, die zudringliche Laterne, deckt Ecken und Winkel dort auf, wo sie sonst noch keiner sucht, in der dreißigjährigen Marianni Gesicht. Was sitzt grad ans Fenster, Marianni! Hinten im Stubenhalbdunkel kann dein rundes Gesicht mit den vollen Wangen noch als ganz jugendlich gelten,

aber da, — auf die flache Stirne zündet die Sonne und zeigt die Quersalten, unter die Augen zündet sie, und die Striche lassen sich zählen, die von den Augenwinkeln gegen die Schläfen laufen.

„Wegen der Schönheit nimmt er dich nicht,“ sagt der Webs, der Bauer, der vor einer halben Stunde aus dem Stalle gekommen ist und sich die Füße in einem Bleheimer wäscht. Der Webs ist ein alter, zäher Mann, hochgewachsen, dürr wie langgelegenes Walddreisig, mit einem heimeligen Runzelgesicht, zu dessen graubrauner Haut und festen Bügen der weißgraue, dünne Bartfranz, der an den Schläfen anhebt und wie eine Binde unterm Kinn zusammenläuft, wohl steht!

Die Marianni, seine Tochter sieht auf ihren Schooß nieder, hat ein kleines Bornrot im Gesicht und sagt: „Es ist nicht recht, daß Ihr mich so herunter tut. Zum Geldheimschicken bin ich Euch auch gut genug.“

Der Bauer trocknet einen Fuß mit dem mächtigen roten Sacktuch; es kann ihm keiner ansehen, daß er betroffen ist, nur in seinen Worten klingt eine Art Zahmheit, so als wollte er es mit der Tochter nicht verderben. „Du bist mir lang recht“, sagt er, „aber eben zu gut bist für — für einen Koch.“

„Ihr kennt ihn ja gar nicht“, gibt die Marianni zurück. Dann geht ein Ruck durch ihre pralle, starke Gestalt. Sie nimmt mit festen Fingern einen Brief auf, der auf ihrem Schoß gelegen hat; er knistert leise, fast wichtig. Die Marianni dreht sich halb auf ihrem Stuhl dem Vater zu. „Und jetzt“, hebt sie an — „Antwort muß ich ihm geben, wißt Ihr. Warten kann ich ihn nicht lassen. Er hat lang genug gewartet, beide haben wir lang genug gewartet. Also — Ja oder Nein? — Seid Ihr zufrieden oder nicht!“

Der Bauer hat auch den anderen Fuß getrocknet. Er steht auf und blickt sich nach seinem Kübel. „Ach“, ächzt er verdrießlich. Gilt's der Tochter oder dem Kübel — gleichviel; mehr sagt er nicht, sondern trägt mit tappendem Gang sein Wasser aus der Stube.

Das Mädchen wendet sich wieder mehr dem Fenster zu. Ein Seufzer entfährt ihr, in den wasserblauen Augen steht etwas, was in der Sonne leuchtet wie Regentropfen. Die Marianni drückt an ihrem Brief herum und blickt durch die Tränen und die Scheiben ins Freie hinaus. Durch beide ist ein trüber Ausguck. Plötzlich aber schärft sich des Mädchens Blick. Ein Weg führt unten am Hause vorbei, den kommen ein paar Bursche und Mädchen, einhergeschritten, schäfernd, lachend. Es ist jüngerer Nachwuchs, Leute, die noch kleine Kinder gewesen sind, als die Marianni schon zum ersten Mal von Abfrutt weg und in fremden Dienst gegangen ist. Zwei von ihnen, Bub und Mädchen, sind einander versprochen, zwei andere gehen schon so nah bei einander, daß der Verspruch nicht lang mehr wird auf sich warten lassen. Die Marianni reckt sich, um besser sehen zu können; das Herz klopft ihr, — heftiger jetzt, stürmischer noch. Wie eine Welle steigt es in ihr auf, ein Drängen und Verlangen, daneben mühsam eigendämmter Jubel! Hei, ihr da unten! fliegt es ihr durch den

Sinn, nächstens bin ich wie ihr! Nächstens werdet Ihr hören: Auch die Websen-Marianni kann mit einem Burschen gehen und was für einem erst!

Sie läßt sich wieder mehr auf den Stuhl nieder. Ihre kleinen unschönen Augen leuchten jetzt, ihr häßliches Gesicht mit der Stülpnase und dem herben Mund ist leise gerötet und es liegt über dem Kopf mit dem spärlichen, am Hinterkopf fest in einen Knoten gespannten Haare ein Schimmer von Jugendllichkeit, von — von weiß der Himmel was — Schöнем. Die Marianni streicht an ihrem Brief herum, nimmt dann ein Bild heraus, sieht es an und legt es wieder hinein. Der Kopf schnellt ihr ein klein wenig in den Nacken; plötzlich geht sie an den Tisch, legt dort den Brief zurecht, holt aus der Truhe ein staubiges Fläschchen, eine abgebrauchte Feder und einen Bogen Papier und fängt an zu schreiben.

Sie schreibt an Josef Müller, den Koch, in der Krankenanstalt zu Meltingen, schreibt ihm: Du hast recht, wir haben es lange genug heimlich gehalten! Und weil du jetzt eine gute Stellung und mehr Lohn hast und übers Jahr noch mehr haben wirst, können wir ans Verloben denken. Der Vater wird — — hier stockt die Feder. Die Marianni sinnt nach. Mit achtzehn Jahren ist sie in ihren ersten Dienst gegangen. Seither ist sie wie auch jetzt, jeweilen nur für kurze Zeit heimgekommen, ein bißchen zu verschnaufen, sei es von einer Stelle zur anderen, oder aber weil ein Dienstherr ihr Ferien gegeben hat. Zur Zeit, da sie draußen im Schwabenland gedient hat, hat sie den Josef kennen gelernt, den hübschen, blondbärtigen, der an jedem Finger eine andere hätte haben können, und doch mit ihr einig geworden ist. Er ist noch ein Jahr jünger als sie, aber dem Wesen nach ist er ein ernster, braver Mensch! Seit sechs Jahren hat sie nun mit ihm einen Briefwechsel geführt, immer hat es zu einer Verlobung nicht kommen können, weil der Josef kein sicheres Auskommen gehabt und der Vater irgendwie nie etwas von ihm, dem Koch, dem Fremden hat wissen wollen.

Das Mädchen setzt die Feder wieder an. „Der Vater wird — sicher“, fährt sie im Schreiben weiter, dabei ist das „sicher“ mit unsicherer Hand als das übrige hingezeichnet. Aber während die Schreiberin noch zögert, gehen Stimmen im Flur und kommt der Vater wieder herein; hinter ihm treten sein Weib und seine ganze Zubehör, zwei weitere Mädchen und vier Buben ein, eine ganze Prozession. Die kleine runde Websen trägt eine Schüssel gelben dampfenden Mais vorauf, den sie auf den Tisch setzt.

Die Marianni rafft ihre Schreiberei zusammen. „Schreibst dem Schatz?“ fragt lachend der schwarzbärtige älteste Bruder, der Lori, dann ist einen Augenblick lang ein Lärm von Stuhlücken, hartem Niedersitzen der Männer und Gepappel der Weiber. Endlich hocken sie alle um den Tisch und greifen nach den Löffeln und Tellern, die die Websen samt einem Brotlaib aus einem Wandschrank geholt hat. Das stichige Sonnenlicht liegt über den neun Köpfen; seltsam scharf brechen die knorrigen Schädel das Licht, der graue des Bauern,

der runde seines Weibes, dessen schlicht und straff um den Kopf gelegtes dunkles Haar so spärlich ist, daß die weiße Kopfhaut durchschimmert, dann die struppigen der vier Buben, von denen zwei älter als die Marianni, zwei jünger sind, endlich die der zwei Mädchen, deren blondbraunes, mit Wasser glattgestrichenes Haar, rötlich schimmert und rauh ist wie Leinenfaden. Die Mahlzeit hebt ohne Vorbereitungen an. Das jüngste Mädchen, das noch in Kinderschuhen steckt, ist zuerst in der Schüssel. Zwischen hinein hebt eine von Essen und Schnalzen zerrissene Unterhaltung an. Jetzt sagt die Webbin, die eine langsame, singende Rede hat:

„Ja — ja“ — so wirst es halt müssen heiraten lassen.“

Die Worte sind an den Bauern gerichtet. Die Marianni faßt den Löffel fest und setzt sich gerade. „Wir wollen gar noch nicht heiraten“, sagte sie. „Aber auskommen soll es jetzt einmal, daß die Leute auch wissen, was man ist.“

„Ja — ja“ singt wieder die gutmütige Webbin zum Beifall.

„Zeit wär's jetzt“, fällt der Lori ein, der auf den Jahren ist, da die Buben die Väter langsam unterkriegen. Seine Rede ist überlegen und hat einen leisen Schein von Ungeduld in sich, so als läge ihm an, hinzuzufügen: Und wenn's nicht vorwärts geht, mache ich ein Ende!

Der Bauer steht auf und die Marianni sinnend an. Es muß ihn plötzlich ein Gedanke beschäftigen, der ihm bisher nicht gekommen ist. Durch seine wetterfarbenen, zähen Züge geht eine sonderbare Bewegung, die wie ein Schmelzen irgend etwas Frostigen ist.

„Wenn's halt sein muß!“ sagt er, „davor sein kann ich dir nicht. Du bist am Ende dein eigener Meister, kannst mit deinem Geld machen, was du willst, heimschicken oder —“

Das Gesicht der Marianni leuchtet auf. Sie lacht, daß das rote Zahnfleisch unter der aufgeschlagenen Oberlippe sichtbar ist, und sagt: „Er hat einen schönen Verdienst, der Josef; ich — ich meine, Vater, ich sollte nicht weniger heimschicken können als jetzt, wenn wir dann einmal heiraten.“

Nach diesen Worten ist es plötzlich, als sei eine Bombe voll Minne zwischen die Webbin-Familie gefahren und der süße Minnebrei habe alle bespritzt. Der Bauer und die Marianni sind wie zwei, die lange an zwei Flußufern hin- und hergerannt sind und plötzlich eine Brücke zum Zusammenkommen gefunden haben. Wortkarge Menschen sind sie sonst, darum haben sie solange nicht vom Herzen heruntergebracht, was sie drückt, der Alte, daß ihm um das Heimschickgeld Angst ist, wenn sein Mädchen heiratet, dieses, daß es doch noch daran denkt, dem Vater auf die alten Tage hie und da etwas zu gut kommen zu lassen. „So schreib ihm in Gottes Namen, daß er dir den Ring schickt“, sagt der Bauer. Die Marianni plaudert so viel, wie in ihrem Leben noch nie. Daß er zur Verlobungsfeier aber selber so wenig zu ihr kommen könne, wie sie zu ihm, der teuren Reise wegen! Daß sie später, in ein — zwei Jahren, einander einmal wieder zu sehen hofften und so weiter!

„Also; wenn der Ring kommt, haben wir Fest“, sagt der Webs. Nun er einmal seine Einwilligung gegeben hat, ist er ganz warm für die Sache. Darauf kommen die Mäuler der jüngeren Mädchen ins Pappeln. Wie das Fest werden solle, raten sie hin und her. Auch die Webfin jagt manchmal ein Wort dazwischen.

„Eine Verlobung ohne Bräutigam“, meint kopfschüttelnd einzig der Xaver, der zweite Bub, der ein brummiger ist, „von so etwas habe ich noch nie gehört!“

II.

Die Abfrutter reden dem Teufel ein Ohr ab. Die Websen-Marianni, die überzeitige, die sie schon zu den alten Jungfern gerechnet haben, ist eine Braut. „Gestern hat er ihr den Ring geschickt“, weiß ein Mädchen aus der Schaar zu erzählen, die heut am Sonntag morgen vor dem Gottesdienst in der Gasse bei einander stehen. „Geht auch zum Fest?“ fragt ein anderes mißgünstig, eines, das auch schon den dreißigen zu rückt. „Sechs Jahre haben sie einander nicht gesehen“, wirft ein Bub dazwischen und ein anderer fällt ein: „So im Sack kaufte ich die Kaze nicht, in 6 Jahren kann das schönste Mädchen eine häßliche Hexe werden, und die Marianni ist sicher nicht schöner geworden“. „Nie schön gewesen“, willst du sagen, geifert die Mißgünstige von vorhin wieder. Ein altes hageres Weib, mit einem ausgemergelten eulenhaften Gesicht und keifender Stimme prophezeit: „Sizen bleibt Euch die Marianni, daß schöneres nichts nützt! Sagt, ich habe es gesagt! So ein Burjsche, wie der sein soll, so ein schöner, der Josef Müller! Ich weiß, wie das geht; wenn er die Marianni wieder sieht, reut's ihn!“

Die helle Stimme der Kapellenglocke mischt sich jetzt in das Gespräch und stört es. Fast wie ein Lachen, ein herzhaftes klingendes Lachen gellen die Töne über die Köpfe der Beieinanderstehenden hin. Diese setzten sich langsam in Bewegung, legen sich das Mäntelein der Sonntagsandacht um und gehen der Kapelle zu. Es ist ein nebelgrauer Tag. Alle Berge sind wie mit grauen Tüchern überhangen; auch der Himmel hat einen grauen Überzug, nur im Westen bläst ein Wind ihn sachte zurück und schimmert ein blaues Flecklein auf die Berghütten herab. Vor der kleinen Kapelle staut sich der Zug der Kirchgänger. Von der entgegengesetzten Seite her, ist der Webs mit seinen Buben und der Marianni im Sonntagsstaat erschienen; sie werden von den Dorfgenossen umringt, die voller Freundschaft und süßer Worte sind, als ob sie nicht eben noch gelästert hätten. Die Marianni insbesondere kann nicht mehr weiter, von allen Seiten strecken sich ihr Hände zu Gruß und Glückwunsch entgegen. Die Marianni geht im schlichten, schwarzen Sonntagsgewand, hat einen schwarzen, runden Strohhut auf dem Kopf und schwarze Handschuhe an den Händen. Sie sieht gut darin aus, fast städtisch; der Meid fährt doch in einige der Dorfmadchen, die sie umstehen. Da faßt eine nach Mariannis rechter Hand, an der ein Goldreif durch den Handschuh schimmert. „Hast den Ring schon?“

fragt sie. Die Marianni aber nickt nur, zieht schweigend den Handschuh ab und zeigt den schön eiselierten Goldreif, einen ganz besonderen, den der Bräutigam für sie ausgesucht hat. Die Jungmannschaft drängt sich näher um sie, Staunen, Bewunderung, heimliches Verlangen malt sich deutlich in den festen Gesichtern. Die Marianni streckt sich unwillkürlich, sie lebt einen großen Augenblick. Das Gefühl der Genugtuung, das sie erfüllt, nimmt sie mit, als sie nun mit allen andern in die Kapelle tritt, nimmt es wieder mit hinaus, als sie heim geht und hat es erst recht, als sie zu Häupten des Zwölfleutetischs sitzt, an dem heute dreißig Menschen, ein Drittel des ganzen Dörfleins Platz haben.

Zu Häupten des Tisches sitzt sie, die Marianni, am Ehrenplatz und macht ein drolliges Gesicht, Verlegenheit, leiser Stolz und Würdebewußtsein, strahlendes Glück, alles ist ihr aus den Zügen abzulesen, die Augen schimmern feucht, die Stirn ist hochgezogen; es gehen keine Blicke von ihm aus, und doch ist das Gesicht anzusehen, wie eine runde, lachende Sonne. Ein Schmausen und Festen hebt an. Die Websin und ihre jüngeren Töchter haben den ganzen Vormittag gebraten und gebacken. Der Webs stellt zwei mächtige Bauchflaschen welschen Weines auf den Tisch; in dem Maß, in dem sie leer werden, nimmt die Fröhlichkeit zu.

„Lebe hoch, du“, schreit der Lori, dem der Kopf heiß zu werden anfängt, der Marianni zu. Diese beginnt just sich verlassen zu fühlen, weil die Gäste schon lange nicht mehr an sie und den Zweck des Festes zu denken scheinen. Noch einmal wird aber ihr Gesicht hell, als jetzt die Gläser zusammenfahren und die Stube von dem Lebehoch zittert, mit dem die Schmausenden sie feiern.

Da lacht der Xaver dazwischen, den der Wein am Kragen hat: „Hohoho, eine Verlobung ohne Bräutigam! In die Zeitung kommst, Marianni, in die Zeitung!“

Die Worte fügen, daß die Stimmung umschlägt. Die Spottlust der Dörfler ist geweckt. Jeder weiß einen Witz. Einer versteht das Foppen besser als der andere. Die Marianni kommt auf ihrem Stuhl ins Schwitzen. Sie fühlt, daß an ihrer Brautschast dennoch und dennoch etwas Ungewöhnliches ist. Das Empfinden der Genugtuung fällt von ihr ab, es ist ihr, als verliere sie ein schützendes Gewandstück.

Indessen hat sich der Xaver auf den Ofen gesetzt und greift nach der Handharmonika. „Hallo, los!“ jauchzt er und spielt zum Tanz. Die Alten unter den Festenden rücken hinter dem Tisch zusammen, die Jungen paaren sich und fahren in die Stube hinaus, ein Stampfen, Jauchzen und Wirbeln hebt an, daß das alte Haus zu schwanken beginnt, als hätte es den Wein im Dach, den die Abfrutter in den Köpfen haben. Die Marianni sitzt an ihrem Platz am Tischende und schaut ins Getriebe der Tanzenden. Um ihren Mund liegt ein Lächeln, das aussieht, als sei es ihr auf den Lippen erfroren. Das Herz lacht der Marianni nicht mit. Je wilder die Tanzfreude der Gäste wird, umso verlassener sitzt sie da, es denkt keiner der Jungburschen daran, sie zu holen; sie

gehört schon einem! Aber eben der Eine fehlt! Es wird ihr immer mehr bewußt, daß er fehlt, daß es lächerlich ist, so allein zu hocken.

„Bleibst halt sitzen, du“, sagt da mit einem Lächeln eines der Mädchen, das eben mit einem Burschen vorübergeht; „so geht's, wenn eines eine Braut ist!“ —

Der Xaver, der ein Glas neben sich stehen hat und es noch immer alle Augenblicke leert, hat das Wort aufgefangen. „Sitzen bleibst, ho, ho, lacht er glucksend, „ganz sitzen bleibst am End'! Aber das macht nichts! Juhu!“ Dann drückt er wieder seine Harmonika.

Der Marianni ist ein Stich ins Herz gefahren. Sie ist niedergedrückt, und in der Stimmung scheint ihr des Xavers Rede glaubwürdig. Das Blut fährt ihr heiß zu Kopf; eine Angst faßt sie. Sie will aufstehen, eine Weile muß sie hinaus aus der Stube. Da — sie blickt nach der Thür und dort — hinter dem Gewirbel der Tänzer, hinter Staub, Weindunst und Pfeifenrauch — dort steht einer auf der Schwelle. Sie wird ganz bleich! Ein Herr, ein städtischer! Er ist ein hochgewachsener Mensch, hat einen schönen blonden Bart, ein gesundes Gesicht, blaue, gutmütige Augen. Er sieht just nicht aus wie ein Gelehrter, aber wie ein gerader alltagfluger Mann.

„Jesses!“, sagt die Marianni, es ist ein kleiner, kurzer Schrei, den keiner beachtet. Erst als das Mädchen mitten durch die Tanzenden fährt, mit den drallen Armen zwei, drei Paare bei Seite pufft, daß sie nur so fliegen, werden die in der Stube aufmerksam. Die Blicke der Alten hinterm Tisch gehen nach der Thür, eines der tanzenden Paare nach dem anderen hält inne, steht und staunt, die Harmonika gigelt und wiegt noch einen Augenblick ihre Töne heraus, dann bricht auch sie plötzlich mit einem Quicksen ab. Der Xaver reißt die Augen auf und hat Mühe, ihre Deckel oben zu behalten. Die Marianni steht an der Thür, Hand in Hand mit dem Fremden. Etwas linksich stehen sie da, der Mann wird rot, die Marianni hat wieder den halbverlegenen, halb triumphierenden Ausdruck im Gesicht, den es zu Anfang des Festes getragen. Da muß es sein, daß draußen in der grauen Himmelsdecke irgend etwas den Riß erweitert; in diesem Augenblick strömt ein rosenfarbener Lichtschein durch die Fenster, wie ihn manchmal ein Nebeltag gibt, ehe er stirbt. Die Stube wird hell, freundlich davon. Die Marianni und der Mann in der Thür stehen wie unter bengalischer Beleuchtung.

„Das — ist — jetzt — der Josef,“ sagt das Mädchen mit leise zitternder Stimme; dabei ist ihm, als stehe es auf einer Wolke über allen anderen, hoch — jesses, ganz hoch.

Die Stube ist hell! Macht sie der Lichtschein so oder der Marianni Gesicht! Einweg der Webs, der die Tochter ansieht hat in dem Augenblick den Gedanken, daß sie nicht so übel ist, daß sie ganz wohl sich neben dem — Koch sehen lassen darf; das fällt ihm nicht ein, daß auch ein häßliches Gesicht sich wohl ansieht, wenn ihm das helle Glück aus den Augen leuchtet.

Er steht dann auf, der Webs, und geht dem Bräutigam entgegen, der mit der Marianni in die Stube tritt. Die anderen drängen nach. „Juhu“, jauchzt der Xaver. Dann hebt ein Grüßen an, bei dem die Abfrutter die scheuen sind, weil sie alles Fremde mit Mißtrauen ansehen. Vielleicht haben sie sich auch den Koch mit einem Schmerbauch, mit Kochlöffel und Messer gedacht und können sich nun nicht satt an ihm gaffen.

„So weit her kommt Ihr!“ sagt der Webs zum zukünftigen Schwiegersohn.

„Ich habe die Marianni überraschen wollen“, gibt der Josef zurück und klopft diese auf den Rücken. „Und dann — ich habe ein Geschäft in Aussicht und muß mit ihr reden darüber.“

Jetzt torfelt der Xaver heran, steht einen Augenblick vor dem künftigen Schwager still und sieht ihn an.

„Warum — nimmst sie eigentlich?“ fragt er in seinem Dusel mit einem Grinsen. Die Umstehenden lachen ob der drolligen Neugier, die ihm aus den Augen scheint.

„Ihr habt jedenfalls schon schönere Mädchen gesehen“, sagt der Lori in seiner trockenen Art.

„Schönere wohl, schaffigere nicht!“ sagt Josef Müller bedächtig und schaut die Marianni zufrieden an.

Die Abfrutter kommt etwas wie Scham und Verlegenheit an. Irgendwie wissen sie, daß sie zu früh gelästert haben, daß der Marianni ihre Brautschast doch eine von denen ist, die nimmer locker werden!

Sein Zweck.

Von K. E. H., Florenz.

Ein Nagel, rostig überzogen,
Ragt' zwischen Dach und Fensterbogen.
Ihn hatt' vor Jahren dort und Tagen
Ein kühner Klett'rer eingeschlagen,
Ein Junge, dessen blondes Haar
Nun auch schon längst verblichen war.
So stand er dort an seinem Fleck,
Und jeder schalt ihn: „ohne Zweck!“
Und wenn die Sonne leuchtend schien,
Dann blickt' sie spöttisch zu ihm hin!
Und wenn der Regen prasselnd fiel,
Dann trieb auch der mit ihm sein Spiel!
Es blies der Wind ihm ins Gesicht, —
Und jedes sprach: „Er rührt sich nicht!“ —
Er aber stand so Tag und Nacht
Auf seinem Posten einsam Wacht.
Da ihn das Leben hergesezt,
So fand er auch sich dran ergötzt:
Er schaute nach dem Wolfenzug,
Er kannte Wind und Vogelflug,

Und kam die Schwalbe erst herbei,
So wußt' auch er: jetzt ist es Mai!
Und Mai und Lenz war wieder da
Als frohes Wunder ihm geschah:
„Ei, alter Stift! Wie schläfst Du fest!
Zwei Schwälbchen bau'n an Dir ihr Nest!“ —
Er hört der beiden Stimmlein nicht!
Er schläft, derweil sich's um ihn sichtet!
Er spürt die kleinen Füßchen kaum!
Es wächst das Nest. Ihn hält ein Traum! ...
Wer weiß, ob er nicht erst erwacht
Wenn längst das kleine Nest gemacht
Und längst die Eilein sind in Brut? —
Und trägt sie doch in seiner Hut!
Und ob's ihm auch im Schlaf geschehn,
Und konnt' er nicht die Schwälbchen sehn,
So ward ihm doch das Glück, einmal
Zu tragen solchen Freundschaft!
So stand er dort an seinem Fleck, —
Und keiner sage: „ohne Zweck!“
